

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Gratisbeiblatt für unsere Abonnenten.

Be 1

Herzliebchen.

Von Marietta von Retlow.

(Nachdruck ver. o. g.)

Das ist das letzte Stück für heut — das Duzend ist voll — und liefern kann ich heut doch nicht mehr —!“ Ihre zarten, schlanken Finger falteten Spitzenvolants und indischen Seidenmull kunstvoll zusammen. Es waren wahre Meisterstücke, die sie fertigte.

Fischüs à la Marie Antoinette waren es, die Lore Finkenbusch für eine große Firma der Hauptstadt arbeitete — Marie Antoinetten-Kragen, weich und schmiegsam, die das zierliche Badfischehen ebenso kleiden, wie sie die einfache Toilette der jungen Frau und Mutter verschönern. Selbst der Kopf eines silberhaarigen, greisen Mütterchens sieht aus ihrer weißen Umrahmung hervor, wie ein verblichenes Myrtenbukett aus weißer, zarter Spitzenmanschette.

Lore wohnte im dritten Stock eines alten, kürzlich magrün getünchten Hauses, in dem noch viele andere Leute wohnten; aber sie kannte fast niemand im Hause. Die Zeit hätte ihr auch zu Bekanntschaften gefehlt. Sie mußte arbeiten — immer nur arbeiten, oft auch des Nachts.

Jung war die Lore auch nicht mehr — eben über die Bierzig weg, hager und schlant. Dafür hatte das blasser, keine Gesicht etwas ungemein Sympathisches.

Das kam von den braunen Rehaugen, aus denen Herzensgüte und Klugheit schauten, und von den krausen braunen Locken, die ganz gegen den Willen Lore's, um Stirn, Schläfen und im Nacken wirbelten und gegen das Rivellierungssystem des Kammer's Opposition trieben.

Schon war Lore Finkenbusch durchaus nicht — angestrengte fleißige Arbeit, Sorgen und Nachtwachen haben noch niemals das Antlitz eines Menschen verklärt und verschönt.

Aber seit zwei Jahren hatte ein starker, wehmütiger Zug sich um ihre Mundwinkel gelegt — seit die treue geliebte Mutter draußen auf dem stillen Friedhof ruhte.

Soeben wollte sich Lore zum Kirchgang rüsten. Da ging die Tür auf.

Leise und vorsichtig steckte ein kleines Menschenkind ein schwarzlockiges Köpfehen herein, und ein kleiner kirchroter Mund, der lächelnd seine weißen, spitzen Mausezähne zeigte, sagte:

„Mammi schläft — aber ich will spielen! Willst du mit mir spielen —?“

Lore Finkenbusch betrachtete das kleine Geschöpfchen.

Es war ein dürftig gekleidetes Mädchen von drei bis vier Jahren, von kräftiger, niedlicher Figur, mit einem apfelrunden, gebräunten Gesichtchen, dem zwei Kornblumen — blaue Augen — einen ganz besonderen Reiz verliehen. Nur die Nase war ein wenig zu klein geraten.

Eine schäbige, sogenannte „Charakterpuppe“, wurde zärtlich an die Brust gedrückt.

Welch ein niedliches Wesen! — Wem mochte die Kleine gehören? — Freilich, Lore, die ewig bei ihren Jabots, und ihren Spitzenkragen saß, hatte nie Zeit, sich um ihre Nachbarschaft zu kümmern; und abends, wenn sie ihr Zimmer verließ, um ihre bescheidenen Einkäufe zu machen, da lagen die Kleinen unter mütterlichem Schutze in ihren Bettchen.

Sie lächelte dem schlüchternen Kinde zu und sagte:

„Komm' herein, kleine Maus — und schließ' die Tür! Wo kommst du denn her? Und wie heißt du denn?“

Die lachenden Blauaugen sahen zu ihr auf.

„Herzlieb nennt mich die Mammi, wenn ich artig bin — ich bin aber nicht immer artig — dann sagt die Mammi zu mir: Ei, du schlimme Marielle!“

Das kam so urdrollig heraus, daß Lore Finkenbusch hell auf lachen mußte.

„Komm' doch, du neue Tante! Spiel' mit mir: „Da hast du 'nen Taler — geh' auf den Markt“ — aber du mußt die Kuh sein, das Stälbchen bin immer ich bei Mammi.“

Hastig legte das Kind die geliebte, alte Puppe auf einen Stuhl und ergriff mit seinen runden Fäustchen Lore's Hand, die es recht kräftig drückte.

„Da hast du 'nen Taler — geh' auf den Markt —“ Dazwischen ertönte silberhelles Kinderlachen. Die „neue Tante“ konnte nicht anders — sie mußte mit ihrer weichen Hand über das schwarze Lockenköpfchen streichen.

Aber die Zeit drängte.

„Ich spiele mit dir, wenn ich zurückkomme, Herzlieb — jetzt gehe ich und laufe schöne, rotbäckige Äpfel. Die bringe ich dir mit! Sei nun artig und geh' zu deiner Mama.“

Ei, der Tausend! Wie die großen Kinderaugen aufblitzten und sprühen konnten! Selbst eine Miniaturfalte erschien zwischen den feingezogenen Augenbrauen.

„Äpfel? Das sagst du bloß, weil du nicht mit mir spielen willst — und nachher krieg ich doch nichts — und du kommst garnicht wieder —“

Ei, du schlimme Marielle!“ sagte Lore lachend. Aber es hätte nicht viel gefehlt, und eine kleine Sintflut wäre losgebrochen, denn die runden Fäustchen bohrten sich verdächtig in die Augen. Da nahm Lore zwei Stückchen Zucker, küßte den kleinen, roten Kindermund und schob „Herzlieb“ zur Tür hinaus.

Auf der schlechtbeleuchteten Treppe kam ihr ein großer Mann mit blassem, feingeschnittenem Antlitz entgegen. Den kannte sie vom Sehen aus. Es war ihr Fuhrnachbar seit mehr als sechs Monaten.

Bruno Helgendorf stand an seiner Stubentür, und ein Gelehrter, Dichter oder dergleichen mußte er sein, denn wie sie, Lore, saß er die halbe Nacht und schrieb. Der Schein seiner Lampe fiel auf dieselbe weißgetünchte Mauer des Nachbarhauses, die auch ihr einen Teil des Himmelslichtes nahm.

„Das ist 'nen Weiberfeind, wie er im Buche steht!“ sagte die Brude, die Aufwärterin, welche sein kleines Heim in Ordnung hielt und auch Lore hie und da beim „Großreinemachen“ half.

Kaum über das kanonische Alter weg — und so vergallt und verbittert! Einen Haß hat er auf die Weiber! Kaum zu glauben. Sie Salatschnecke!“ hat er mir einmal im Sommer gesagt, als ich vom großen Schreibtisch endlich mal den monatelang liegenden Staub fortgewischt hatte. Sechs Tage hat er dann kein Wort mit mir gesprochen. Wart' — dich krieg ich schon,“ dachte ich mir, und kündigte ihm den Dienst. Da gab er denn klein bei und legte mir sogar zwei Mark zum Lohn zu, die ich gar nicht verlangt hatte. Die „Salatschnecke“ hab' ich ihm aber nicht vergessen, Fräulein Finkenbusch!“

Lore war ihm öfter im Hause und in der Dämmerung auf der Straße begegnet. Er nahm keine Notiz von ihr — scheinbar — denn in Wahrheit hatte er sie öfter durch seine Augengläser betrachtet — sie erinnerte ihn an jemand —

Sein Mantel streifte sie auf der schmalen Treppe; er grüßte nicht und hastete an ihr vorüber, als sei sie mit dem Malariafieber behaftet.

Ein seltsamer Mensch!“ dachte Lore. „Doch, wer weiß, welche böse, längst verstaubte Geschichte ihm passiert ist. Wir Frauen sollten nicht immer alle Schuld auf die Männer wälzen — auch wir sind keine Engel! — Schade, daß er so unwirsch sein einsames Junggesellenleben vertrauert. Sein blasses Gesicht spricht nicht von Glück und innerer Zufriedenheit.“

Oml — Das war wirklich eine Jungesellenstube.

Die Drude, eine fleißige, saubere Witwe, konnte jeden Vormittag, sobald er sein Zimmer verließ, um im Ministerium des Innern seine Pflicht als geheimer Stenotypist zu erfüllen, zehnmal das Zimmer von A bis Z aufräumen — sie hatte jeden Tag denselben Kerger.

Sämtliche frisch geplätteten Oberhemden — denn er hielt auf reine Wäsche — lagen auf Sofa, Bett und Stühlen verstreut — die Kragen gleichfalls aus dem Spinde gerissen, wiesen mit Gewalt kaput gemachte Knopflöcher auf.

Tag der eine Schlaffschuh unter dem Waschtisch, konnte die Drude den anderen aus der äußersten Ecke unter dem Bette hervorsuchen; das nasse Handtuch im Bette und die Seife im Waschwasser. Es war stets die heillosste Konfusion; ja, Herr Bruno Helgendorf besah — nach der Druden unausrottbarer Meinung — ein ganz eigenes Talent, ihr ungläubliche Mühe und Arbeit zu machen.

„Er hätt' ein Patent drauf nehmen sollen!“ schalt sie oftmals.

Nur eins vergaß er nie: Sommer und Winter des morgens seine Blumen zu begießen und zu pflügen. Und sie waren ihm dankbar, seine Lieblinge. So wenig Sonne sie eigentlich erhielten — sie gediehen und blühten, und lohnten ihm die kleine Mühe reichlich; die der Einsame auf sie verwendete.

Diese gute Eigenschaft „ihres Herrn“ beänstigte dann immer wieder den hellen Zorn der guten Drude.

„Man soll' meinen, es stehe doch noch etwas Besseres, Wärmeres in ihm! Vielleicht wär' was Ordentliches aus ihm geworden, hätt' er nur die rechte Frau gefunden!“ —

Es war kaum fünf Uhr nachmittags, und schon brach völlige Finsternis herein.

Bruno Helgendorf trat in sein mäßig erwärmtes Zimmer, entzündete die große Studierlampe und legte die Einkäufe für ein einfaches Abendbrot auf den Mittelstisch. Dann vergaß er, Mantel und Hut abzulegen und stand sinnend vor der brennenden Lampe.

— wenn man sich dies Gesicht jünger dächte — die Figur voller und etwas kleiner — die dichten Wellenscheitel fort, und das prachtvolle, nussbraune Haar in breiten Büscheln um den Kopf gelegt — eine fabelhafte Ähnlichkeit! Und gar die Augen — diese schönen Rehtigenaugen —

Ein schwerer Seufzer hob Helgendorf's Brust.

Endlich fiel ihm der drückende Mantel von den Schultern. Er warf ihn samt dem grünen Lodenhute aufs Bett, und setzte sich vor seinen großen Schreibtisch, auf dem es bunt und wirr genug aussah.

— sie trägt seit langem ein schwarzes Trauergewand — man hört sie fast nie, somit ist sie auch allein.“

Es war ganz still. Nur der feucht gewordene Docht der Lampe sprühte und knisterte leise. Da rüdte die Wand vor seinem geistigen Auge in weite Fernen, und er sah in eine blühende Frühlingslandschaft —

Zwischen Glieder- und schwer düstenden gelben Akazienbüschen ein junges Paar — Arm in Arm und Auge in Auge, weltvergessen, nur dem Augenblicke und seiner Liebe lebend.

Da hat sie an seinem Herzen gelegen — Helene, seine heimlich Verlobte, eines Professors Tochterlein — und tausend Schwüre der Treue und Härlichkeit hatte die im Hohlenderbaume nistende Nachtigall belauscht.

„In einem Jahre, mein Mädchen! — lehre ich heim, wirst du mein süßes Weib!“ — „In einem Jahre, mein Bruno! Ich halte dir Treue und harre dein!“

Ihn hatte man in die überseeischen Kolonien geschickt, und als er zurückkam, es war noch nicht einmal ein Jahr! — da fuhr seine Helene, sein treues Lieb, in einer prächtigen Equipage, als Gattin eines reichen Großindustriellen, und wandte das hocherrödete Antlitz zur Seite, als er ihr begegnete.

Er lachte bitter auf — und fuhr aus seinem wachen Traum.

Ja — er war darüber hinweggekommen — aber immerhin — er gehörte nicht zu den Menschen, die leicht verschmerzen und vergessen können.

Ein Weib hatte er nicht wieder an sein Herz genommen. So wie sie ihn verlockt, betrogen und verraten, so waren sie

alle. Er wollte keine mehr. Aber vergessen hatte er nicht; es gab manchmal für ihn noch qualvolle Stunden.

„Herzlieb“ kam vom vierten Stockwerk die Treppe herunter. Auf der untersten Stufe setzte sie sich nieder und wuschte mit dem weißen Hängeschürzchen ein paar letzte Tränen von den Wangen.

Mammi schlief noch immer — Herzlieb war ehrlich hungrig, denn sie hatte seit Stunden nichts gegessen, und, was noch schlimmer, niemand wollte mit ihr spielen. Rolf Knuth, der Portierjunge, rannte die Stiegen herauf, die Stange mit dem Spiritusfläschchen in den Händen, um Gas anzuzünden.

„Spiel' doch mit mir,“ rief Herzlieb ihn an.

„Spielen —? Siehst du nicht, daß ich das Gas anstecken muß? Spielen — mit dir? Du bist doch viel zu klein — und dann — ein Mädel! Mit 'nem Mädel spiel' ich nicht!“

Und Rolf Knuth raste die Treppen nach oben weiter.

Herzlieb schluckte die Tränen hinunter, und sah verlassen auf ihrer Treppenstufe wie vorher. Trab — trab tad! kam es schnell und leise die Treppe herauf — das war „Schniepel“, der weiße Spitz des Hauswirtes, der einen erräuberten Bratenknochen nach dem Boden schleppen wollte. Herzlieb jauchzte auf.

„Schniepel — komm' spielen!“

Und die Kleine haschte nach ihm. Aber der weiße Spitz mochte glauben, daß man ihm seinen kostbaren Knochen nehmen wolle. Er knurrte laut, und als sie ihn streicheln zu wollen Miene machte, ließ er seinen Raub fallen und riß dem Kinde ein Loch in sein weißes Schürzchen; dann erfaßte er den Knochen und setzte in tollen Sprüngen nach oben.

Herzlieb hatte hell aufgeschrien. Jetzt meinte sie. Rolf lief an ihr wieder vorbei und spottete: „Siehst du! Nun heulst du gar! Und du willst mit einem Jungen spielen?“

Und noch jemand kam die Treppe herauf. Ein Mann mit einem guten Gesicht und Fensterscheiben vor den Augen. Er öffnete eine Tür, machte erst Licht und schloß sie dann wieder.

Nicht lange danach steckte Herzlieb ihr Köpfchen zu dieser Tür hinein. Sie ging gleich zu Bruno Helgendorf's Sessel, sah den „Mann mit den guten Augen“ ein Weilchen an und meinte:

„Draußen ist's kalt! Ich will bei dir bleiben! — Weißt du, Mammi schläft — und die neue Tante kommt auch nicht wieder. Laß mich bei dir —“

Und sie schmiegte ihr Körperchen an seinen Arm. Mit seltsam gemischten Gefühlen sah Helgendorf auf das kleine Wesen herab. Ein Kind — das bei ihm Schutz suchte? Wem mochte es gehören? Wie seltsam —

Doch Herzlieb ließ ihm nicht Zeit zum Nachdenken.

„Nicht so — so nicht,“ sagte sie in kindlichem Despotismus — „nimm mich auf den Schoß — da will ich sitzen. Und hier hast du meine Lotte — ich bin müde und kann sie nicht mehr tragen —“

Und da er ihr in allem willfahrte, weil er ganz im Wanne dieser großen Kinderaugen stand, legte sie ihm ihre unschöne, alte Puppe zärtlich in den Arm, und schmiegte sich selbst an seine Brust, wie ganz selbstverständlich.

„Herzlieb ist müde — nimm doch deine Fensterscheiben von deinen guten Augen, damit ich sie besser sehen kann —“

Er tat es und fragte dann:

„Wo ist denn deine Mutter, mein Kind?“

„Mutter? Ich habe nur eine Mammi — und Mammi schläft —“

„Und dein Papa?“

„Wir haben gar keinen Papa! Er ist oben im Himmel bei den lieben Englein, und wenn ich brav und groß bin, komm' ich auch dahin, sagt die Mammi! Aber immer nur brav sein — das ist ganz schwer —“ gestand Herzlieb seufzend.

Gleich darauf sank der kleine Lodenkopf schwer gegen seine Brust — die Lider fielen über die feuchten, blauen Augensterne — und der große, einsame Mann, der niemals Weib und Kind sein eigen genannt, saß ganz still, um die kleine Schläferin nicht zu stören.

Ganz seltsam und eigen war ihm zumute. Seit seinen Kindertagen, wo er daheim auch nur ein Schwesterknecht gehabt, das das Leben einer tränkenden Blume geführt und in jungen

Nahren starb, hatte Bruno Helgendorf kein Kind mehr im Arme gehalten.

Aus irgendeinem Winkel der Erinnerung tauchte ein liebliches Bild auf, das da schon leicht verblissen wollte, ganz leicht und fein säuberlich schlug es die Dämmersehler zurück — hell und klar trat „Klein-Räthe“ hervor — lächelte und winkte und sagte mit ihrer feinen Stimme:

— es hat keinen Papa — die Mutter schläft auch schon — nimm Herzlieb an dein Herz — verlasse sie nicht —

Im halbawachen Traume wollte er nach der Hand des Schwesterchens greifen — da fiel etwas hart auf den Fußboden und zerbrach.

Das war Herzliebs „Lotte“. Zugleich erwachte die Kleine und fing — im Schlafe gestört — zu weinen und zu schreien an — und Bruno Helgendorf, der sich niemals mit Kindern beschäftigt hatte, stand diesem natürlichen Gefühlsausbruch fesslungslos gegenüber.

Was tun? Wie die Kleine beruhigen? O — die Drude! — die mußte Rat schaffen. Sie wohnte in gleicher Stockwerkshöhe im Seitenschügel — wenn er vom Flursfenster aus sich ihr bemerkbar machen konnte — die Drude mußte sicher auch, wenn das zappelnde, schreiende kleine Mädel gehörte.

Er erhob sich mit dem Kinde. „Sei ruhig — wir gehen zu deiner Mammi!“

Aber in Herzlieb war „die schlimme Marielle“ gefahren. Frost, Müdigkeit, Hunger, alles half mit, sie ungebärdig zu machen. In unsagbarer Verlegenheit nahm er das Kind fest in seine Arme, öffnete die Stubentür und wollte zum Flursfenster.

Da erschien jemand auf den obersten Stufen der Treppe. Eine Dame — den breiten Sammethut und das blasse Gesicht konnte er. Die Nachbarin —! Nun wollte er sich zurückziehen, als er den erstaunten Blicken Lorens begegnete.

Endlich bezwang er seine Scheu dennoch und fragte: „Wissen Sie vielleicht, wer die Eltern dieses Kindes sind, und wo sie im Hause wohnen?“

Lore Finkenbusch schüttelte traurig den Kopf. „Ich kenne niemand im Hause, mein Herr! Doch vor ein paar Stunden schon war das kleine Ding plötzlich in meinem Zimmer — es muß sich verlaufen haben —“

Als habe die Kleine nur auf ihr Stichwort gewartet, so schlang sie beide Arme um den Hals des fremden Mannes und schluchzte bitterlich:

„Herzlieb ist krank — Herzlieb hat Hunger — ach, so viel Hunger! — und Mammi schläft immer und antwortet nicht!“

Ach! Hungrig ist das Würmchen! Komm', Kleines — ich geb' dir zu essen —!

Aber Herzlieb klammerte sich nur noch fester an den neuen Freund und schluchzte weiter. Und diese beiden Menschen standen sich gegenüber, in Ratlosigkeit über ein ihnen fremdes Kind, und sahen sich unwillkürlich in die Augen.

Und Lore Finkenbusch fand, wie Herzlieb, daß Helgendorf ohne die häßlichen „Fensterseiben“ so gute, treue Augen hatte.

Da das Kind hungrig ist — — ich habe Vorräte daheim. Würden Sie sich der Mühe wohl unterziehen, für die Kleine etwas zu besorgen?“ bat er.

Ohne Bitterkeit folgte sie seiner Einladung, einzutreten. Ruhig bereitete sie Tee, machte belegte Brötchen zurecht und ermunterte Herzliebchen, nun auch brav und viel zu essen.

Er sah ihr zu — wie schnell und geschickt sie ihre Hausfrauenpflichten erfüllte; aber er rührte nichts an. Weshalb nur? — Herzlieb fand die Brücke, die von den beiden Vereinsamen und Scheuen zueinander führte.

„Du mußt auch essen,“ sagte sie dem neuen Freunde energisch — (er gehorchte lächelnd und löffelte in seiner Teetasse) — und die neue Tante auch! Allein mag Herzlieb nicht essen! Komm' einmal her — ich hab' dich lieb — so lieb — du bist gut —“

Und von dem Schoße des Freundes bog Herzlieb sich zu Lore umhalste sie und küßte sie zärtlich auf den Mund.

„Nun wollen wir versuchen, des Kindes Mutter aufzufinden,“ schlug Bruno Helgendorf in neuer Verlegenheit vor. Damit war Lore sofort einverstanden. Schnell eilte sie in ihr Heim, legte die Einkaufspakete, Hut und Mantel ab, warf

ein Wolltuch um die Schultern und war im nächsten Augenblick wieder drüben bei den Weiden.

Herzlieb auf den Arm nehmend, die dem Freunde den Weg zu ihrer „Mammi“ beschrieb, und, von Lore gefolgt, kamen sie oben an. Es gab nur drei Türen — zur Waschküche, zum Bodentraum und zu „Mammis“ Wohnung.

„Melitta Halm“ stand in schöner Handschrift auf einem Zettel.

Helgendorf klopfte leise — alles blieb still. „Du mußt hineingehen — Mammi schläft doch!“

Ja — Melitta Halm, des Kindes Mutter, schlief sanft und traumlos — vielleicht seit Stunden schon. Ein junges, schönes, abgezehrtcs Weib war einsam hinübergeschlummert.

Die grell brennende Flurlampe beleuchtete bitteres Glend, das hier geherrscht — und Bruno Helgendorf nahm das schläfrige Kind wieder auf den Arm, das seine „Mammi“ küssen wollte und wehrte ab: „Laß sie nur schlafen, Herzlieb — sie schläft so süß.“

Unten nahm Helgendorf Hut und Mantel und erstattete beim Polizeirevier die traurige Meldung. Als er dann zurückkam, verstand sich von selbst, daß er es Lore mitteilte, die unterdessen das verwaiste Kind zur Ruhe gebracht hatte.

Und über dem Mitleid und der Teilnahme um Herzliebs Zukunft fiel auch die Gezwungenheit von den beiden einsamen Menschenkindern ab. Lore ließ Helgendorf reden — nickte nur hin und wieder — und sprach sie ein Wort, war es mild und verstehend. Das tat ihm gut — sie fühlte das wohl heraus.

Als er aber dann von sich selber sprach: von seinem öden, liebeleeren Leben, das ohne Zweck und Ziel sich abspielte, niemand zu Ruh und Frieden, sich selbst eine Last — und daß er gesonnen sei, Herzlieb zu adoptieren und für die Kleine väterlich zu sorgen — da zog eine feine Rote über Lorens blaßes Gesicht.

Was er empfand, geschildert, erlitt — war es nicht auch ihr eigenes freudloses Dasein?

Und sie gestand ihm zögernd: daß sie denselben Entschluß gefaßt, dem Kinde die heimgegangene Mutter zu ersetzen, ihm ihre Liebe und ihr Leben zu widmen, ihr Dasein zu verschönern, das gar so arm an Freude und Sonnenschein sei.

Der Eifer, mit dem sie sprach, verschönte ihr Antlitz ganz ungemein.

„Sie hat noch viel schönere Rehaugen, als die andere sie hatte —“ dachte er — nahm plötzlich Lore's Hand, drückte seine Lippen darauf und meinte schüchtern:

„Da wie doch Herzlieb nicht teilen können, wie wär's, wenn ihre neue Mama den neuen Papa mit in den Kauf nehmen möchte?“

Da lächelte Lore Finkenbusch — nickte wieder leise, und reichte ihm beide Hände.

Und so bekam Herzlieb Halm ein neues Elternpaar.



Die Probe.

Kriegsskizze von A. Gaber.

Einer glühenden Schlange gleich glitt der Zug durch die Nacht. Eintönig klang das taktmäßige Gepolter der Räder, deren Stöße das Polster der Bänke milderte. Trude Glas fuhr zweiter Klasse, des Kindes wegen, damit es leichter schlafen könne, und Lenelotte schlief auch, süß und fest. Müde war ihr blondes Köpschen an die Brust der Mutter gesunken, obwohl sie eine Minute zuvor noch aufgeregt und mit weit-offenen, glühenden Augen gekräht hatte: „Papa tomm!“ — Und sie hatte Kuschhändchen geworfen und „winke-winke“ gemacht.

Trude konnte keinen Schlaf finden. Da war ein seltsames Pochen, eine ahnungsvolle Unrast in ihr, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Halb Freude, halb Angst; Wangen vor etwas Unfassbarem, Gräßlichem.

Sechs Wochen war es her, seit ihr Mann ihr geschrieben hatte, er sei verwundet worden und läge im Lazarett: Schrapnellsplitter in Kopf und Brust. Sie sollte sich jedoch nicht

ängstigen, er käme ja nun bald wieder. Aber die Tage reihten sich zu Wochen, und Walter war noch immer in Feindesland. Wenn Trude zu ihren Bekannten davon sprach, begegnete sie scheuen, fragenden Blicken, in denen ein verstocktes, neugieriges Grauen zu lesen war.

„Es geht ihm aber gut!“ sagte sie dann allemal mit gewolltem Trost in der Stimme, obwohl ihr die Angst die Nerven wirgte. „Er schreibt es ja selbst immer. Mit dem nächsten Verwundetentransport kommt er nach Deutschland. Er muß eben auf die anderen warten.“ Und sie sagte es täglich ihrer Lenelotte vor: „Papa kommt!“

Nun — endlich! — hatte sie die Nachricht von ihm erhalten, daß er aus Feindesland zurück sei und in einem deutschen Lazarett liege. Sie hatte telegraphiert, ob sie ihn mit Lenelotte besuchen könne, und er hatte „ja“ geantwortet.

Jetzt fuhr sie zu ihm. Morgen würde sie ihren Mann nach fünfmonatlicher Trennung wiedersehen.

Trude lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen vor ihrem Geiste erstand das Bild des geliebten Gatten, so wie sie ihn zuletzt gesehen hatte, als er von ihr Abschied nahm. Noch niemals war es ihr so aufgefallen, welch schöne, ritterliche Erscheinung er war. Die selbgraue Uniform paßte famos zu der elastischen Schlankheit seiner hohen Gestalt, die durch diese Kleidung etwas Redenhaftes bekommen hatte. Noch nie zuvor war ihr sein Gesicht so schön erschienen als beim Abschiedskuß, da die innere Bewegung es verklärte. Noch niemals waren ihre Seelen so ineinanderverschmolzen als damals, da sie von einander scheiden mußten. Immer, wenn sie an ihn dachte, sah sie ihn so zur Türe hereintreten, wie er gegangen war: Frisch, blühend und stattlich, einem Siegfried vergleichbar. —

Sie hatte nur in dem Gedanken an ihn gelebt seitdem. All ihr Denken und Sorgen war in ihm und dem Kinde ausgegangen, das sie für ihn behüten und beschützen mußte, weil es sein Abgott war. Alle die Ereignisse auf dem Schauplatz des furchtbaren Völkerkrieges waren wie ein fernes Mäuschen an ihr vorbeigezogen, alle die Not, die rings um sie her emporwuchs, kümmerte sie nicht. Sie lebte von einer Feldpostkarte zur anderen, und all ihre Sorgen gingen auf in den kleinen Liebesgaben, mit denen sie das Herz des Fernen zu erfreuen hoffte. Not hatte sie nicht zu leiden. Ihr Gatte bezog eine Pension, die ihm auch während des Krieges unverkürzt blieb, und er hatte ihr den Ueberschuß seines Wachtmeistergehaltes immer zugesandt, und Kriegsunterstützung bezog sie auch. Wie ein Traum war ihr Leben in diesen Monaten dahingeflossen, und wenn das Kind sein: „Papa, tom!“ rief, hatte ihre Seele ihm die Worte zurückgerufen wie ein fernes Echo.

Trude hob den Kopf und starrte zum Fenster hinaus. Sie konnte keinen Schlaf finden. Ihre Gedanken flatterten wie aufgeschreckte Vögel den Stunden voraus. Sie versuchte, sich das Wiedersehen mit dem Gatten im Geiste auszumalen.

Da sah sie sich plötzlich vor einer gähnenden Leere stehen. Wie sehr sich ihre Phantasie quälte und mühte, sie vermochte es sich nicht vorzustellen wie ihr Gatte aussehen würde. Was war das für eine Kopfwunde, die so langsam heilte? War die Stirn verletzt? Die Wange? Das Kinn? Er würde weiße Binden um den Kopf gewickelt tragen, so daß sie nur die Augen sah, oder vielleicht auch diese nicht einmal.

Bangendes Entsetzen kroch in ihr hoch. „Kriegswunden sind schrecklich anzusehen,“ hatte sie einmal einen Sanitätsoldaten sagen hören. „Wer das nicht gesehen hat, der kann sich gar keine Vorstellung davon machen.“

Ihr Herz begann zu hämmern. In der ahnungslosen Beschränktheit ihres, nur auf das Nächstliegende gerichteten Denkens war das Wort „verwundet“ bisher nichts gewesen als ein fremder Klang, der einen interessanten Begleitton hatte. Jetzt begann es ihr klar zu werden, daß der Begriff etwas Schreckliches, unendlich Schmerzvolles sein müsse.

Die Heldengestalt ihrer Träume verwehte wie ein zerfließender Schatten, und sie sah auf einmal nichts weiter als ein Krankenbett, aus dessen Kissen sich ein mit Bandagen um-

wickeltes, leidvolles Gesicht abhob, das blaß und schmal war und fremd aussah, ganz fremd.

Lenelotte brachte das „Papa, tom!“ nicht über die Lippen. Mit erschrockenen Augen starrte sie den Vater an und verbarg scheu vor ihm das Köpfchen.

„Sie kennt mich nicht mehr,“ sagte der Vater mit wehmütigem Lächeln.

„Ich habe ihr alle Tage dein Bild gezeigt,“ eiferte Trude. „In einemfort hat sie von dir gesprochen.“

„Es wird schon noch werden,“ meinte er. „Später. . .“

Er saß im Korbstuhl. Weiße Mullbinden deckten den Hinterkopf und ließen das Gesicht frei, und dennoch kamen Trude die geliebten Züge fremd vor. Ein majestätischer Ernst lag darüber gebreitet. „Wie ein Toter, der wieder zum Leben erwacht ist,“ dachte sie. Zwei Krücken lehnten zu Seiten des Stuhles, auf denen sich seine gebeugte Gestalt hin- und herschleppte.

„Es wird schon wieder werden,“ sagte er mit einem Anflug seines alten Lächelns; und er zeigte ihr mit dem Maß des Fingers die Breite und Tiefe der Wunden, die sein Fleisch zerfetzt hatten. Das Schrapnell hatte ihn von der Seite getroffen. Er konnte von Glück sagen, daß er so davongekommen war.

Sie streichelte leise seine Hand. „Armer Mann.“

„Na,“ sagte er, „es läßt sich schon noch aushalten. Andere trifft's härter. Man hat doch seine Schuldigkeit getan.“

Sie sah ein Leuchten über sein Gesicht gleiten und blickte verlegen zu Boden. Sie wußte nichts zu sagen.

„Und du?“ fragte er da plötzlich. „Was hast du inzwischen getan?“

„Ach!“ seufzte sie kleinlaut. „Es war schrecklich einsam zu Hause. Du hast uns überall gefehlt. Und ich habe so viel weinen müssen.“

Seine Augen irrten in die Ferne. Er sah das Kampffeld vor sich, nachtdunkel, er selbst auf feuchter Wiese liegend in dumpfen Schmerzen, fiebernd vor Durst und Kälte, und dachte an den braven Kerl, der zu ihm herangezogen war und ihm seine Feldflasche an die Lippen gesetzt hatte. Der Mann war schwer verwundet gewesen — viel schwerer als er.

Seine Wunden begannen plötzlich zu brennen und zu schmerzen.

Da sagte Trude: „Mein Paket hast du doch bekommen? Da waren viele schöne Dinge drin,“ und sie zählte der Reihe nach auf, was sie sorgend gefertigt hatte in den vielen leeren Stunden.

„Nein,“ sagte er, „nicht mehr. Damals war ich ja schon im Lazarett, und dorthin kann nichts nachgeschickt werden.“

„So wird es zurückkommen?“ fragte sie traurig. „Doch nicht. — Pakete werden aus S. nicht zurückgesandt. Wenn der Adressat nicht mehr — da ist, dann erhält das Paket ein anderer, so haben meine Kameraden und ich selbst bestimmt.“

Sie starrte einen Augenblick fassungslos in sein Gesicht. „Ein anderer?“ und griff plötzlich nach seinen Händen. „O — du, Walter, der wird sich aber gefreut haben!“

Er blickte in ihr strahlendes Gesicht. „Weiß der Himmel, sie ist doch gut!“ dachte er. „Sie ist mitleidig. Sie hat's nur noch nicht so recht verstanden. Ein jeder kann nicht mehr geben als er hat.“

„Ja,“ wiederholte er und drückte ihre Hand. „Der wird sich wohl gefreut haben!“ Und auf einmal schmerzten ihn seine Wunden nicht mehr.

Humoristisches.

Das Weihnachtsgeschenk. Franz und Marie haben ihrer Mutter zu Weihnachten etwas von ihrem Taschengeld gekauft, um sie damit zu überraschen. Mutter: „Kinder das schönste Geschenk, womit Ihr mir die größte Freude machen könnt, ist der Vorsatz, recht brav und fleißig zu sein!“ — Franz: „O ja, Mama, das ist aber dumm! Jetzt haben wir schon etwas anderes gekauft!“